

Joe R. Lansdale

Wilder Winter

funny crimes



FUNNY CRIMES bei SHAYOL

3901 – Malcom Pryce, *Aberystwyth Mon Amour*

3902 – Joe R. Lansdale, *Wilder Winter*

3903 – Olivier Mau, *Myrtille am Strand* (Herbst 2006)

3904 – James Crumley, *Land der Lügen* (Herbst 2006)

Joe R. Lansdale

Wilder Winter

Roman

Deutsch von Richard Betzenbichler und Katrin Mrugalla

LESEPROBE

FUNNY CRIMES

Herausgegeben von Richard Betzenbichler

SHAYOL

FUNNY CRIMES bei SHAYOL

»Wilder Winter«

Die Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel »Savage Season«

Verantwortlich für das Programm der Reihe FUNNY CRIMES

ist Richard Betzenbichler: funny-crimes@web.de.

Joe R. Lansdale, *Wilder Winter*

Erste Auflage: Juni 2006

Original © 1992 by Joe R. Lansdale

Übersetzung © 2006 by Richard Betzenbichler

© dieser Ausgabe: SHAYOL.NET e.V., Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Published in agreement with the author

c/o BAROR INTERNATIONAL, Inc., Armonk, New York, USA

Redaktion: Hannes Riffel

Korrektur: Heinz Scheffelmeier

Titelbild: Fotodesign Sigrun Lenk, Freising

Umschlaggestaltung: Sigrun Lenk & Ronald Hoppe

Satz und Produktion: Ronald Hoppe

Druck: FINIDR s.r.o.

SHAYOL Verlag

Bergmannstraße 25

10961 Berlin

E-Mail: shayol@epilog.de

Internet: www.shayol-verlag.de

ISBN: 3-926126-60-4

Jeff Banks in Freundschaft gewidmet

»Wenn der Bedarf an Illusionen groß ist, kann eine Menge
Intelligenz in Ignoranz investiert werden.«

Saul Bellow

»Setz alles auf eine Karte – und spiel sie im richtigen Moment.«
Mark Twain, *Querkopf Wilson*

KAPITEL 1

An dem Nachmittag, als die ganze Geschichte ihren Anfang nahm, war ich mit meinem alten Freund Leonard Pine auf dem großen Feld hinter meinem Haus. Ich schoß mit einer zwölfkalibrigen Flinte, und er zog die Vögel hoch.

»Zieh«, sagte ich, und er zog, und die nächste Tontaube flog gen Himmel. Ich riß die Flinte hoch und holte sie runter.

»Mann«, sagte Leonard, »triffst du eigentlich nie daneben?«

»Nur wenn ich will.«

Ich hatte schon vor langer Zeit von echten Tauben auf tönerner umgesattelt. Ich hatte keine Lust mehr, irgend etwas zu töten, aber das Schießen machte mir immer noch Spaß. Anlegen, abdrücken, den Rückstoß an der Schulter spüren und sehen, wie dein Ziel in der Luft zerfetzt wird – das hat schon etwas sehr Befriedigendes.

»Ich muß 'ne neue Kiste aufmachen«, sagte Leonard, »die Täubchen sind alle tot.«

»Dann lade ich jetzt mal 'ne Zeit lang nach, und du schießt.«

»Ich habe zweimal so lange wie du geschossen und nicht mal halb so viel erwischt.«

»Mir egal. Mir verzieht's allmählich schon die Optik.«

»Blödsinn.«

Leonard stand auf, wischte sich die großen schwarzen Hände an seiner Khakihose ab, schlenderte zu mir herüber und nahm die Flinte. Wir waren gerade dabei zu laden, er die Flinte und ich die Startschleuder, als Trudy um eine Ecke des Hauses bog.

Wir sahen sie im selben Moment. Ich hatte mich gerade umgedreht, um eine weitere Kiste Tontauben zu öffnen, und Leonard hatte sich gerade umgedreht, um eine Schachtel mit Munition aufzuheben. Und da kam sie im Sonnenlicht auf uns zugeschlen- dert.

»Scheiße«, sagte Leonard, »jetzt gibt's Ärger.«

Trudy war ungefähr vier Jahre jünger als ich, sechsendreißig, aber sie sah immer noch aus wie sechszwanzig. Langes blondes Haar und Beine bis zum Hals – tolle, dunkel gebräunte Beine mit kräftigen Schenkeln. Und sie verstand sich zu bewegen. Sie beherrschte diesen speziellen Hüftschwung, der auch ihre Brüste sanft mitwippen ließ, gerade so, daß Männer von der Straße abkamen, weil sie es nicht lassen konnten, ihr hinterherzuschauen.

Sie trug ein enges, beigefarbenes Sweatshirt, und man konnte sehen, daß sie nach wie vor keinen BH brauchte. Dazu, wie es gerade modern war, einen kurzen schwarzen Rock, der mich an die späten 60er und ihre Minirock-Zeiten erinnerte – an damals, als ich sie kennenlernte. Als sie noch eine große Künstlerin werden und ich irgendwie die Welt retten wollte.

Soweit mir bekannt war, hatte sie es in puncto Kunst nie weiter als bis zu einem Zeichentisch und zum Ankleiden von Schauferpuppen gebracht. Und was meine Weltrettungsaktionen betraf – die beschränkten sich im wesentlichen auf ein paar Unterschriften unter alle möglichen Petitionen, vom Metall-Recycling bis zur Rettung der Wale. Inzwischen warf ich meine Dosen in den Müll, und ich hatte keinen blassen Schimmer, wie es den Walen ging.

»Nimm dich vor ihr in acht«, sagte Leonard, bevor sie in Hörweite war.

»Sowieso.«

»Du weißt, was ich meine. Komm bloß nicht heulend zu mir gerannt, wenn sie dich wieder rumkriegt und dann wieder hängen läßt. Hör auf mich, kapiert?«

»Ich hab schon verstanden.«

»Ja, ja, und das Hirn setzt aus, wenn der Schwanz steht.«

»So ist das nicht, und das weißt du auch.«

»Dann ist es eben so ähnlich.«

Trudy kam näher, und jetzt, als ihr die Mittagssonne voll ins Gesicht schien, sah ich, daß sie doch nicht mehr ganz wie sechszwanzig aussah. Die Poren auf ihrer Nase waren etwas größer, unter ihren Augen hatte sie Krähenfüße und um die Mundwinkel herum Lachfältchen. Sie hatte immer gern gelacht, und sie konnte über alles lachen. Eine meiner glücklichsten Erinnerungen war ihre Art zu lachen, wenn wir miteinander schliefen.

Dann war ihr Lachen hell und klar wie der Gesang der Vögel. Ich wollte nicht daran denken, aber die Erinnerung war sofort wieder da, wie ein Dorn in meinem Hinterkopf.

Sie lächelte uns zu, und ich spürte, wie der kalte Januartag ein wenig wärmer wurde. Sie konnte einem Mann dieses Gefühl geben, und das wußte sie auch. Trotz Emanzipation hatte sie diese Fähigkeit nie bekämpft.

»Hallo Hap«, sagte sie.

»Hallo«, antwortete ich.

»Leonard«, sagte sie.

»Trudy«, antwortete Leonard.

»Was treibt ihr Jungs denn gerade?«

»Wir schießen auf Tontauben«, antwortete ich. »Willst du auch mal?«

»Klar.«

Leonard reichte mir das Gewehr. »Ich muß los, Hap. Ich meld mich später nochmal. Vergiß nicht, was ich dir gesagt habe, okay?«

Ich blickte in das Gesicht mit den harten Zügen und der dunklen Haut, die an die Farbe einer Dörrpflaume erinnerte, und sagte: »Das vergeß ich schon nicht.«

»Na dann. Tschüß Trudy.« Mit langen Schritten ging er über die Wiese Richtung Haus zu seinem Wagen.

»Was sollte denn das jetzt?« fragte Trudy. »Ist er wegen irgendwas sauer?«

»Er mag dich nicht.«

»Ach ja, hatte ich ganz vergessen.«

»Hattest du nicht.«

»Okay, hatte ich nicht.«

»Willst du zuerst schießen?«

»Eigentlich würde ich lieber ins Haus gehen und eine Tasse Kaffee trinken. Es ist ganz schön kalt hier draußen.«

»Du bist nicht gerade angezogen, als ob es kalt wäre.«

»Ich hab Strümpfe an. Die sind wärmer, als du glaubst. Nur eben nicht warm genug. Außerdem habe ich dich ziemlich lang nicht gesehen ...«

»Fast zwei Jahre.«

»... und ich wollte unbedingt gut aussehen.«

»Das tust du.«

»Du auch. Du könntest ein paar Pfund mehr auf den Rippen vertragen, aber ansonsten siehst du gut aus.«

»Tja, bei dir ist kein Gramm zuviel oder zuwenig. Du siehst super aus.«

»Jazzgymnastik. Ich habe eine CD, nach der ich trainiere. Wir älteren Damen müssen schon was tun für unsere Schönheit.«

Ich lächelte. »Okay, alte Dame, laß uns den Kram einsammeln, und dann gehen wir ins Haus.«

Sie saß am Küchentisch und lächelte und machte Small Talk. Ich holte den Kaffee raus und versuchte, nicht daran zu denken, wie es mal zwischen uns gewesen war, aber das gelang mir nicht sonderlich gut.

Sobald die Kaffeemaschine lief, setzte ich mich ihr gegenüber hin. Die Gasöfen erwärmten die Küche halbwegs, und so nah, wie ich ihr jetzt saß, stieg mir ihr Geruch in die Nase – eine Mischung aus Minzseife und einem Hauch von Parfüm, das sie vermutlich hinter den Ohren, in den Kniekehlen und unterhalb des Bauchnabels aufgetragen hatte. Jedenfalls hatte sie ihr Parfüm früher immer so aufgetragen, und beim Gedanken daran wurde mir ganz flau.

»Arbeitest du noch immer auf den Rosenfeldern?« fragte sie.

»Vor kurzem haben wir sie umgegraben, aber die letzten Tage war nichts mehr zu tun. Der Mann, für den Leonard und ich arbeiten, ist mit dem Abschnitt erstmal fertig. Wird ein paar Tage dauern, bis er uns wieder braucht.«

Sie nickte und fuhr sich mit ihren langen Fingernägeln durchs Haar. Ein kleiner goldener Ring blitzte in einem ihrer Ohrläppchen auf. Ich weiß nicht, was mich an dieser Geste oder dem Glitzern des Schmucks so sehr berührte, jedenfalls wünschte ich mir sehnlichst, sie in den Arm zu nehmen, auf den Tisch zu ziehen und ihre zweijährige Abwesenheit ungeschehen zu machen.

Statt dessen begnügte ich mich mit einer meiner liebsten Erinnerungen: An jenem Abend gingen wir zu einer Party, und Trudy hatte eine gestreifte Bluse und einen gestreiften Minirock angezogen. Ich war dreiundzwanzig und sie neunzehn. Die Art, wie sie tanzte, die Art, wie sie sich bewegte, wenn sie nicht auf der Tanzfläche war, ihr Geruch, das alles hatte in mir eine irre Lust geweckt.

Ich flüsterte ihr etwas ins Ohr, und sie lachte, und dann gingen wir raus zu meinem Chevy und fuhren zu unserem Lieblingsparkplatz auf einem mit Pinien bestandenen Hügel. Ich zog sie aus, und sie zog mich aus, und wir liebten uns lange und genüsslich auf der warmen Motorhaube meines Autos. Der Mond schien auf uns herab, als hinge er in dieser Nacht nur für uns am Himmel, und eine kühle Sommerbrise strich wie der Flügelschlag eines Vogels über unsere Körper.

Am tiefsten eingepägt hat sich mir – abgesehen vom Liebesakt selbst –, wie gottverdammte stark und unsterblich ich mich damals gefühlt hatte. Alter und Tod schienen so weit weg und so unreal wie die Geschichten eines Betrunknen über seine Spaziergänge auf fernen Planeten.

»Wie geht's ... wie heißt er doch gleich? Howard?« Ich wollte sie das eigentlich nicht fragen, aber irgendwie platzte ich doch damit raus.

»Gut. Wir sind geschieden. Seit einem Jahr. Ich glaube, ich habe kein Talent zur Ehefrau. Die Ehe mit dir habe ich ja auch in den Sand gesetzt.«

»Kein großer Verlust.«

»Dich habe ich wegen Pete verlassen, Pete wegen Bill, und Bill wegen Howard. Mit keinem hat's funktioniert, und mit denen zwischendrin, die ich nicht geheiratet habe, auch nicht. Mit keinem war es auch nur annähernd so wie mit uns. Und Männer, die wenigstens halbwegs so sind wie du, sind immer schwieriger zu finden.«

Die Schmeichelei war reichlich dick aufgetragen, also sagte ich lieber nichts dazu. Der Kaffee war fertig, und ich goß uns beiden eine Tasse ein. Als ich ihre auf den Tisch stellte, sah sie mir tief in die Augen, und ich wollte irgend etwas Unverfängliches sagen, aber ich brachte einfach nichts über die Lippen.

»Ich hab dich vermißt, Hap, wirklich.«

Ich stellte meine Kaffeetasse neben ihre, sie stand auf, ich nahm sie in die Arme, und wir küßten uns. Der Boden unter meinen Fuß begann nicht zu schwanken, und mein Herz hörte auch nicht auf zu schlagen, aber es fühlte sich trotzdem gut an.

Dann waren ihre Hände überall auf meinem Körper, und meine auf ihrem, und während wir uns gemeinsam in Richtung Schlafzimmer bewegten, flogen unsere Kleidungsstücke schon

quer durchs Zimmer. Im Bett tanzten wir diesen guten, alten, langsamen Tanz, und als sie kam, lachte sie auf diese Art, die ich so liebte, glücklich und rührend wie das Lied eines Vogels.

Und ich wollte partout nicht daran denken, daß sogar der größte Räuber unter den Vögeln, der Würger, singen kann.

KAPITEL 2

Gegen zwei Uhr in der Früh klingelte das Telefon. Ich stand auf und nahm in der Küche den Hörer ab. Ich glaube, Trudy hatte das Klingeln nicht einmal gehört. Der Anrufer war Leonard.

»Ist die Schlampe noch da?«

»Ja.«

»Scheiße. Dann bist du also wieder im Arsch.«

»Diesmal ist es anders. Ich hab sie nur flachgelegt. Weißt du noch, was du zu mir gesagt hast – daß das Hirn aussetzt, wenn der Schwanz steht? Du hattest recht.«

»So'n Schwachsinn. Komm mir bloß nicht mit diesem Macho-Scheiß. Nur flachlegen – ich krieg das vielleicht hin, aber du tickst ganz anders, und das weißt du ganz genau. Für dich ist das immer was Besonderes. Mr. Hap Collins, Sie sprechen gerade mit Leonard, nicht mit irgendeinem dahergelaufenen Rosenfeld-Nigger.«

»Leonard, du *bist* ein Rosenfeld-Nigger und ich auch. Ich bin die weiße Variante.«

»Du weißt genau, was ich meine.«

»Wieso bist du eigentlich nachts um zwei noch wach und mischt dich in meine Angelegenheiten?«

»Ich saufe, verdammt nochmal. Ich versuche, mich zu besaufen.«

»Und, klappt's?«

»Auf einer Zehnerskala wäre ich jetzt in etwa bei fünf.«

»Höre ich da Hank Williams im Hintergrund?«

»Nicht persönlich, aber ja. *Setting the Woods on Fire*.«

»In Dur oder in Moll?«

»Du bist bei weitem nicht so witzig, wie du glaubst, Hap. Scheiße, wäre die Hure doch bloß nicht wieder aufgekreuzt!«

»Nenn sie nicht Hure.«

»Sie ist doch eine. Und kaum taucht sie auf, fängst du an zu spinnen.«

»Wieso fang ich an zu spinnen?«

»Du kriegst große runde Augen, glotzt treuherzig wie ein kleiner Welp, und dann redest du nur noch über die guten alten Zeiten und laberst mich mit diesem ganzen selbstgerechten 60er Jahre-Mist zu. Ich hab die 60er Jahre auch erlebt, Kumpel, und von den 80ern unterschieden sie sich gerade mal durch die Batik-T-Shirts.«

»Du schwafelst genausoviel von den 60ern wie ich, du dummer Armleuchter.«

»Schon, aber ich hab sie gehaßt. Scheiße Mann, sobald Trudy auftaucht, geht dir die richtige Perspektive flöten. Sie redet dir ein, wie es war, und wie es jetzt sein müßte, und innerhalb kürzester Zeit glaubst du jedes Wort. Als Zyniker bist du mir lieber. Da bist du nicht so abgehoben. Ich sag's dir, die Schlampe verspricht dir den Himmel auf Erden, um ihren Willen zu kriegen. Sie ist falsch wie eine Schlange. Sie sitzt irgendwie in der Scheiße, Bruder, und wenn du nicht aufpaßt, zieht sie dich mit rein. Und wenn die Scheiße dann anfängt zu kochen, verbrennt ihr euch beide den Arsch. Komm wieder runter, Hap.«

»Sie ist schon in Ordnung, Leonard.«

»Vielleicht im Bett. Im Kopf nicht.«

»Nein, sie ist okay.«

»Klar und wow – die 60er, Mann, echt Klasse!«

»Diesmal ist es anders.«

»Und wenn ich das nächste Mal zum Scheißen gehe, fallen lauter aromatische kleine Würfel raus. Gute Nacht, du dummer Hurensohn.«

Er legte auf. Ich holte mir ein Glas aus dem Schrank, füllte es mit Wasser und trank. Ich lehnte mich mit dem nackten Hintern an die Küchenarbeitsplatte und versuchte, mir über ein paar Dinge klar zu werden. So richtig klar wurde mir aber nur, wie kalt es war.

Ich ging wieder ins Schlafzimmer, um meinen Bademantel zu holen. Der Mond warf genügend Licht ins Zimmer, daß ich Trudys Gesichtszüge erkennen konnte. Die Decken waren nach unten gerutscht, sie lag auf der Seite und umarmte das Kopfkissen, als wäre es ein Kuschtier. Ich sah ihre sanft gerundete Schulter,

den Umriß einer ihrer schönen Brüste und die Wölbung ihrer Hüfte. Sie sah süß und unschuldig aus, und es schien kaum vorstellbar, daß das dieselbe Frau sein sollte, die noch vor kurzem in meinen Armen gestöhnt, geschrien und schließlich wie ein Vogel gesungen hatte.

So unschuldig sie auch aussah, ihr Anblick erregte mich trotzdem. Ich überlegte, ob ich sie wecken sollte, ließ es dann aber bleiben. Ich deckte sie sanft zu, nahm meinen Bademantel vom Bettpfosten, ging zurück in die Küche und schenkte mir ein weiteres Glas Wasser ein. Ich setzte mich hin und starrte aus dem Fenster. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, und so konnte ich im Mondschein das Feld sehen, auf dem Leonard und ich Tontauben geschossen hatten, und dahinter die Pinien, die jetzt wie die Silhouette einer fernen Bergkette wirkten.

Ich saß da, trank mein Wasser und dachte nach – über Trudy, über die 60er Jahre und das, was Leonard gesagt hatte –, und mir wurde klar, daß er völlig recht hatte. Das letzte Mal, als sie bei mir aufgekreuzt war, nur um mich kurz darauf wieder zu verlassen, war ich auf eine so exzessive Sauf tour gegangen, daß sich selbst die Penner bei der Mission unten am Highway für mich geschämt hatten. Genau dort hatte Leonard mich aufgelesen – drei Monate später. Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, wie ich an das Geld für den Alkohol gekommen war oder wieviel ich getrunken, geschweige denn daß ich überhaupt damit angefangen hatte.

Damals hatte ich mir geschworen, abstinent zu bleiben. Trudy abstinent, nicht Alkohol-abstinent. Aber jetzt war sie wieder da, in meinem Haus, in meinem Bett, und wenn ich über sie nachdachte, dachte ich wieder nicht die richtigen Sachen, und ich mußte mir eingestehen, daß ich rückfällig geworden war.

Bevor zwischen uns alles schiefgelaufen war – und ich hatte immer noch keine Ahnung, wann und warum das eigentlich genau passiert war – war unsere Beziehung wie ein wunderschöner Traum gewesen. Und manchmal kam mir der Verdacht, daß sie nie mehr als das gewesen war: ein wunderschöner Traum.

Wir hatten uns an der LaBorde Universität kennengelernt. Ich hatte erst spät angefangen zu studieren, weil ich kein Geld hatte und es mir erst in der Eisengießerei verdienen mußte. Es war ein heißer und grauenhafter Job. Ich mußte die ganze Zeit mit Schutz-

helm herumlaufen, um mich herum stoben permanent Funken und unaufhörlich verfolgte mich das Scheppern der Stahlrohre.

Aber ich verdiente gut und dachte mir, damit finanziere ich das College, schaffe irgendeinen Abschluß, und später verdiene ich meinen Lebensunterhalt mal leichter als mein Vater. So sollte ein Stückchen vom amerikanischen Traum für mich Realität werden.

Schon bald wurde ich ein eifriger Student, aber nicht aus Karrieregründen. Bis dahin hatte ich mich vor allem für Kampfsportarten, die Sportseite der Zeitung und die bunt bebilderten Artikel in der Fernsehzeitschrift interessiert. Aber die Bücher und Vorlesungen eröffneten mir eine völlig neue Welt. Es gab mehr im Leben als ein Bier mit den Kumpeln, eine goldene Uhr und eine sichere Pension. Es waren die 60er Jahre. Love and peace. Soziale Umwälzungen. Gegensätze, die Hand in Hand gingen. Frauenrechte. Bürgerrechte. Der Vietnamkrieg. Ich fing an zu glauben, ich könnte etwas bewegen, den Unterprivilegierten helfen. Ich sattelte von Betriebswirtschaft auf Soziologie um, ging zu Antikriegs-Meetings, sang ein paar Folksongs, sammelte Beatles-Alben und ließ mir die Haare wachsen.

Bei einem der Meetings in einer Unitarier-Kirche lernte ich Trudy kennen. Über eine Menge von langen, glatten Haaren und Afrofrisuren hinweg sah ich sie am anderen Ende des Raums, wo sie sich mit einem birnenförmigen Mädchen in geblühtem Kleid mit über den Boden schleifendem Glockenrock unterhielt.

Mein Gott, Trudy war schön! Unglaublich jung und das perfekte Modell für Eva. Ihr langes, goldenes Haar kräuselte sich bis hinunter zur Taille, und ihre Augen waren von einem schier übernatürlich hellen Grün. Silberne Pailletten baumelten von ihren Ohren herab. Sie trug eine bauchfreie Bluse, einen Jeans-Minirock und hölzerne Clogs. Zwischen Bluse und Hüfte sah man ihren flachen braunen Bauch und unter dem Minirock ein paar Beine, wie Gott sie auch seiner eigenen Frau gegeben hätte.

Ich ging durch den Raum, wobei ich es gerade so schaffte, nicht zu rennen, und stellte mich vor. Wir redeten beide hemmungslos drauflos, das meiste nur dummes Gestammel, ein wenig auch über den Krieg.

Schon bald lagen wir uns in den Armen und verließen das Meeting. Wir wohnten damals beide im Studentenwohnheim, und

die Wohnheimmütter duldeten absolut keinen Sex. Also fuhren wir zu einem Parkplatz, der unser Zufluchtsort werden sollte, und dort taten wir, was wir schon vom ersten Augenblick an hatten tun wollen. Mich wundert noch heute, daß die Funken, die auf dem mit Pinien bestandenen Hügel zwischen uns flogen, keinen Waldbrand entfachten. Die Stoßdämpfer meines alten Chevys mußten jedenfalls einiges aushalten.

Wir trafen uns öfter, und unsere Beziehung wurde besser und intensiver. Und in jener Nacht, an die ich am liebsten zurückdenke, damals, als sie das gestreifte Outfit trug, beschlossen wir, eine Wohnung zu mieten und zusammenzuziehen.

Wir legten unser Geld zusammen und mieteten ein kleines Apartment in einem der heruntergekommenen Viertel der Stadt, und dort wohnten wir die nächsten zwei Monate. Wir verstanden uns von Tag zu Tag besser und beschlossen zu heiraten. Es war eine schlichte Hochzeit mit vielen Blumen und vielen barfüßigen Gästen und einer Priesterin, die jünger war als Trudy.

Ach Gott, das waren irre Zeiten damals. Wenn du sie nicht miterlebt hast, aber jemanden kennst, der dabei war, sie so richtig gelebt hat – wenn du den spät am Abend, vielleicht nach ein, zwei Bier oder wenn die Kinder alle im Bett sind, fragst: Hey, wie war das eigentlich wirklich in den 60er Jahren?, dann kann es gut sein, daß die Antwort lautet: Das war eine magische Zeit. Oder: Es war einzigartig.

Eine Zeitlang schien es wirklich so. Liebe und Frieden schienen mehr als nur Worte zu sein. Wir glaubten, jeder könne in einer Welt gegenseitigen Respekts, langer Haare und friedlichen Miteinanders leben. Es schien, als hätte sich der Himmel geöffnet, und Gott hätte uns einen Lichtstrahl gesandt, in dessen Glanz die wundervollsten Dinge passierten. Ein Beispiel dafür war der Zwischenfall mit dem Spatz am Abend nach unserer Hochzeit.

Wir kündigten das Apartment und mieteten ein kleines Haus am Stadtrand. Es machte nicht viel her. Die Decke im Wohnzimmer war zu niedrig, und die Leitungen quietschten wie Riesenmäuse.

Trudy knipste das Licht auf der hinteren Veranda an und ging hinaus, um ein paar Kartoffelschalen auf den Kompost zu werfen. Auf der Veranda saß ein Spatz. Er ließ die Flügel hängen und war zu schwach zum Fliegen. Sie rief nach mir, und ich sah

ihn mir an. Es war ein Jungvogel, und soweit ich das feststellen konnte, war er nicht verletzt. Aber er wirkte krank.

Widerstrebend hob ich den Vogel hoch und trug ihn ins Haus. Ich hatte mal gehört, daß Vögel einen anderen Vogel, der Menschenengeruch an sich hat, zu Tode hacken. Ich kramte eine alte Schuhschachtel hervor, zerriß ein paar Zeitungsseiten, legte sie auf den Boden der Schachtel und den Vogel obendrauf. Dann holte ich eine Pipette und flößte dem Vogel kalte Rinderbouillon ein.

Ab da lief es jeden Tag so. Morgens gleich als erstes und dann wieder zwischen den Seminaren bekam der Vogel Bouillon und frisches Zeitungspapier. Abends standen wir über seine Schachtel gebeugt da und gurrten wie Eltern, die sich um ihr krankes Kind sorgen.

Ungefähr zu dieser Zeit fing ich an, stundenweise in einem Restaurant in LaBorde zu arbeiten. Von dort brachte ich Essensreste mit nach Hause, in der Hoffnung, sie würden dem Vogel schmecken. Am Anfang weigerte er sich zu fressen, aber schließlich fraß er sie mir aus der Hand. Nudeln wurden seine Lieblingsspeise. Vielleicht, weil sie eine gewisse Ähnlichkeit mit Würmern hatten.

Der Vogel wurde kräftiger und fing an, im Haus herumzufliegen. Selbst wenn wir die Türen und Fenster offen ließen, flog er nicht nach draußen. Er liebte das Haus, und er liebte uns. Er ließ sich gern auf einer Schulter oder einer Handfläche nieder. Er tschilpte viel, also nannten wir ihn Tschilp. Unruhig wurde er nur, wenn wir mal nichts Schwarzes anhatten. In der Nacht, als wir ihn fanden, trug ich ein schwarzes T-Shirt und Trudy ein schwarzes Bauernkleid, und ich nehme an, er hatte eine emotionale Bindung zu dieser Farbe entwickelt.

Wir waren so begeistert von unserem Vogel, daß wir alles Schwarz färbten. Und wenn wir mal neue Kleidung kauften, dann nur in Schwarz. So war Tschilp immer glücklich.

Damals lag eine Magie in der Luft, die intensiver war als Radiowellen, und um Trudy und mich herum schien sie besonders intensiv zu sein. Damals dachten wir, es würde ewig so weiter gehen.

Aber auch im makellosesten Apfel kann sich ein Wurm verbergen.

Einige Wochen nach unserer Heirat begann das Jahr 1970, und der Vietnamkrieg tobte unvermindert weiter. Viele waren vom relativ harmlosen Marihuana auf Pillen und Nadeln mit allem denkbaren Scheiß drin umgestiegen. Woodstocks einzigartige, wenn auch zugegebenermaßen kitschige Schönheit stand Seite an Seite mit der sinnlosen Tragödie an der Kent State University.

Unser Vogel flog weiterhin im Haus herum, aber die Magie der 60er war erloschen. Allmählich wurde uns bewußt, daß sie vielleicht nie existiert hatte. Wir hatten einen flüchtigen Blick auf ein paar abgegriffene Karten im Ärmel des Zauberers erhascht, und mit jedem Tag wurde der Eindruck, den die Vorstellung hinterlassen hatte, schwächer.

Die 60er waren vorbei. Vielleicht hatte es sie nie gegeben.

Ich begann mich schuldig zu fühlen, weil ich mich mit meinem Studium vor der Gefahr der Einberufung drückte, obwohl doch so viele in Vietnam ums Leben kamen. Zu fordern, daß jeder in Frieden leben und den anderen lieben sollte, schien nicht mehr genug. Ich wollte ein Zeichen gegen den Krieg setzen, und dabei wollte ich mich nicht hinter einer Rückstellung verstecken. Ich war einer von denen, die glaubten, unser ursprüngliches Engagement in Vietnam sei gerechtfertigt gewesen, daß es sich aber zu einem politischen Alptraum entwickelt hatte. Die Regierung, die wir verteidigten, unterschied sich trotz ihrer Behauptung, sie sei demokratisch, offensichtlich kaum von der, die wir bekämpften. Unser Engagement dort war genauso ziellos wie der Fliegende Holländer. Wir eroberten einen Hügel, wir verloren einen Hügel. Die Zahl der getöteten Amerikaner stieg kontinuierlich. Ich hatte den Eindruck, wir hätten rechtzeitig Schadensbegrenzung betreiben sollen.

Ich sprach lange und ausführlich mit Trudy. Sie liebte solche Gespräche. Edles Rittertum. Sie war völlig aus dem Häuschen. Mit ihrem Segen verließ ich die Uni und setzte mich damit der Möglichkeit aus, eingezogen zu werden. Sollte es tatsächlich soweit kommen, würde ich mich weigern zu kämpfen und statt dessen ins Gefängnis gehen. Das war das Zeichen, das ich setzen wollte.

Das ganze war ein Lotteriespiel. Schon nach kurzer Zeit bekam ich meinen Musterungsbescheid. Ich war enttäuscht, daß er nicht mit »Glückwunsch!« begann. Ich hatte immer gehört, das würde draufstehen.

Ich fuhr nach Dallas zur Musterung, wurde für tauglich erklärt, bekam den Einberufungsbefehl und weigerte mich, ihm zu folgen. Die Armee versuchte, mir Auswege aufzuzeigen, das muß ich ihnen lassen. Ein Offizier schlug sogar vor, ich solle mich nach Kanada absetzen. Der Krieg hatte sogar ihn die Lust verlieren lassen, und er war immerhin Berufssoldat.

Aber ich weigerte mich davonzulaufen.

Sie schlugen mir vor, ich solle mich als Kriegsdienstverweigerer anerkennen lassen, aber auch das lehnte ich ab. Als Kriegsdienstverweigerer mußte man jede Art Gewalt, auch die zur Selbstverteidigung, ablehnen. Das entsprach nicht meiner Überzeugung. Hätte ich während des Ersten oder Zweiten Weltkriegs gelebt, wäre ich dabei gewesen und hätte meine Pflicht getan. Damals ging es um eine gerechte Sache und ein sinnvolles Ziel. Ich war idealistisch, nicht feige.

Also kam ich nach Leavenworth. Trudy und einige ihrer Freunde kamen mich von Zeit zu Zeit besuchen, sagten »Weiter so«, und wie tapfer ich sei, und es tat gut, das zu hören. Außerdem schrieben sie mir nette Briefe. Aber das gute Gefühl hielt nicht an. Und es half mir auch nicht, wenn ich nachts die anderen Insassen schnarchen und keuchen und schreien und furzen und sich gegenseitig vergewaltigen hörte. Und ein paar der Typen da drin, die ihre Großmutter zu Tode geprügelt hatten, hielten es für ihre patriotische Pflicht, mich umzubringen, weil ich mich weigerte, Schlitzaugen umzubringen. Wäre ich nicht ein ziemlich kräftiger Bursche vom Land mit in der Eisengießerei gestählten Muskeln gewesen, ich hätte vielleicht nicht überlebt.

Trudy besuchte mich weiterhin, aber die Freunde blieben nach und nach aus. Sie schrieb mir, aber von den Freunden kam nichts mehr. Sie schickte mir Zeitungsausschnitte, damit ich mitbekam, was draußen passierte, für was gerade gekämpft wurde, und wieviel Erfolg oder Mißerfolg sie dabei hatten.

Dann wurden ihre Besuche seltener und hörten schließlich ganz auf. Im vorletzten Brief, den ich von ihr bekam, schwadronierte sie, wie tapfer ich sei, und verglich mich mit einigen Helden der Gegenkultur. Außerdem schrieb sie, daß Tschilp gestorben sei und sie ihn in einer Maisbreidose hinterm Haus begraben habe, und daß sie einen Mann namens Pete kennengelernt habe, einen der führenden Köpfe der Ökologiebewegung, und daß sie sich

auf eine Beziehung mit ihm eingelassen habe. Im letzten Brief schrieb sie, daß die Beziehung zwischen Pete und ihr immer intensiver geworden sei und sie die Scheidung einreichen wolle. Es sei nichts Persönliches. Unterschrieben war er wie alle vorherigen: *In Liebe, Trudy*.

Ich saß meine Strafe ab, achtzehn Monate insgesamt. Den Tag meiner Entlassung hatte ich mir schon lange Zeit ausgemalt: ein schöner, warmer Tag, ich verlasse das Gefängnis mit erhobener Faust, und draußen wartet Trudy, süß und sexy in einem kurzen Kleid, das der Wind leicht hochweht, so daß ich ihre langen braunen Beine bewundern kann. Und dann, zu sanfter aber triumphierender Musik, rennt sie mit diesen göttlichen Beinen auf mich zu und gibt mir einen Kuß, den ich bis in die Zehenspitzen spüre. Dann packt sie mich ins Auto und fährt mit mir davon.

Aber als ich rauskam, war es kalt und regnerisch. Ich mußte den Wärter bitten, jemanden anzurufen, der mich zum Busbahnhof fuhr. Nachdem ich den Fahrer und die Busfahrkarte bezahlt hatte, war das Geld, das ich bei meiner Inhaftierung besaß und das Geld, das mir der Staat für meine eintönige Arbeit im Knast gezahlt hatte, so gut wie weg. Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß mir der Sinn nicht nach gereckter Faust stand.

Zurück in Osttexas stellte ich fest, daß ich keine Lust mehr hatte, den Unterprivilegierten zu helfen. Inzwischen war ich selbst einer. Ich fand Arbeit auf den Rosenfeldern in der Gegend von LaBorde, und dort lernte ich Leonard kennen. Er war Vietnamveteran und knallharter Realist. Viele meiner Ansichten behagten ihm ganz und gar nicht, aber er nahm sie mir auch nicht übel. In mir hatte er jemanden gefunden, mit dem er diskutieren konnte. Er war Kampfsportler: Boxen, Kenpo, Hapkido, und so begann auch ich mich wieder dafür zu interessieren. Damals in der Highschool und bis zu dem Zeitpunkt, als ich Trudy kennenlernte, hatte ich regelmäßig trainiert. Vermutlich hörte ich damit auf, weil es mir nicht mehr zu meinem neuen Love-and-Peace-Image zu passen schien, oder irgend etwas in der Art. Jedenfalls hatte ich ziemlich lange nichts gemacht. Ich war froh, wieder damit anzufangen. Ich wurde besser als je zuvor. Und es half mir, meinen Frust loszuwerden.

Einige Zeit später fing Trudy an, mich zu besuchen, und jedes Mal, wenn sie mich verließ, war ich ein noch schlimmeres Wrack

als beim letzten Mal. Sie versprach mir den Himmel auf Erden, dann ließ sie mich von einem Tag auf den anderen sitzen. Und immer wegen eines Mannes, der in irgendeiner Bewegung ein großes Tier war. Egal ob er Salatpflücker unterstützte oder Robben vor Baseballschlägern schützte.

Jedesmal, wenn sie mich verließ, sagte ich Leonard, ich sei jetzt endgültig mit ihr fertig. Und jedesmal war es gelogen. Aber nach dem letzten Mal, nach der großen Safttour, hatte ich es wirklich selbst geglaubt.

Und jetzt war sie wieder da.

All das ging mir im Kopf herum, als sie splitternackt hereinkam, mir die Arme um den Hals legte und sich herunterbeugte, um mir einen Kuß aufs Ohr zu geben. Sie verströmte den Geruch nach frischer Minzseife und Sex. Ich streichelte ihre Hand, die sie auf meine Brust gelegt hatte.

»Ich bin wach geworden, und du warst nicht da«, sagte sie.

»Ich war durstig.«

»Und ich bin geil. Komm zurück ins Bett.«

Ich nahm sie in den Arm und küßte sie. Sie bibberte vor Kälte. Ich öffnete meinen Bademantel, wickelte uns beide so gut wie möglich darin ein und hielt sie ganz fest an mich gepreßt. Ihre Finger glitten über meine Hüften und meinen Hintern und schließlich nach vorn, um mich fest in die Hand zu nehmen.

»Du bist ganz schön gnadenlos«, sagte ich, »mit einem alten Mann so umzuspringen.«

»Du fühlst dich überhaupt nicht alt an, mein Süßer.«

Wir gingen wieder ins Bett, aber diesmal lachte sie nicht auf diese Art, die ich so liebte. Als wir fertig waren, lag sie einfach still da. Schließlich stand sie behutsam auf, hob ihre Unterhose auf und zog sie an. Ich mochte das nicht, mir gefiel ihr Anblick. Dieses flaumbedeckte Dreieck unter einer Unterhose zu verbergen war genauso scheußlich, als würde man der Mona Lisa ein nasses Badetuch übers Gesicht hängen. »Es ist kalt«, sagte ich, »komm wieder ins Bett.«

»Hap, ich war nicht ganz ehrlich zu dir.«

»Das ist ja ganz was Neues. Aber du brauchst kein allzu schlechtes Gewissen zu haben. Soviel Zeit zum Lügen war ja noch nicht.«

Sie ging zum Fenster, drehte mir den Rücken zu, verschränkte die Arme und starrte hinaus. Langsam drehte sie sich um, die

Arme über ihren Brüsten gekreuzt. »Du klingst ganz schön nachtragend.«

»Vermutlich hatte ich schon wieder angefangen, mir was vorzumachen. Aber du hast mich wieder auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt.«

»Es war immer schön mit uns, nicht wahr, Hap? Der Sex, meine ich.«

»Eine Zeitlang sogar mehr als der Sex.«

Sie hob meinen Bademantel vom Boden auf, wo ich ihn hatte fallenlassen, und zog ihn an. Sie setzte sich im Schneidersitz aufs Bett und sah mich an.

»Hap, ich brauche deine Hilfe.«

»Ich bin total pleite. Ich hab vielleicht fünfzig Dollar, das ist alles. Plus fünfzig Cent Kleingeld.«

»Ich bin nicht wegen Geld hier.«

»Aber irgendwas willst du ja immer. Nur keine Beziehung mit mir.«

»Ich will nicht mit dir streiten. Ich brauche deine Hilfe. Ich weiß nicht, wen ich sonst fragen soll.«

»Vielleicht wüßte ich jemanden.«

»Ich möchte aber, daß du mir hilfst, denn diesmal wirst du auch was davon haben. Dieses Mal wird dich für all die anderen Male entschädigen.«

»Es gibt nichts, was mich für die anderen Male entschädigen könnte.«

»Dies könnte einer Entschädigung aber ziemlich nah kommen.«
Sie legte mir die Hand auf die

Schulter. »Hap, mein Schatz, wie würden dir leicht verdiente zweihunderttausend Dollar gefallen? Steuerfrei.«

KAPITEL 3

Am nächsten Morgen stand ich früh auf, und während Trudy noch schlief, knatterte ich mit meinem alten grünen Dodge Pickup rüber zu Leonard. Sein Haus lag etwa fünf Meilen entfernt an derselben Schotterstraße wie meines.

Ich parkte direkt davor, stieg aus, atmete die kalte Morgenluft ein und ging zur Vordertür. Sie war verschlossen. Ich holte den Schlüssel aus dem Versteck unter der Veranda und sperrte auf. Das Feuer im Kamin brannte, wenn auch nur noch schwach, und im Haus roch es nach Kaffee. Meiner Nase folgend ging ich in die Küche, wo ich die Kaffeekanne fand und mir eine Tasse einschenkte. Ich rief nach Leonard, bekam aber keine Antwort.

Ich schaute nach, wie weit er mit seiner Arbeit gekommen war. Er baute sich gerade eine neue Spüle, nachdem die alte von Termiten zerfressen worden war. Er hatte Regalbretter gesägt und aufgestapelt, daneben lag ein Hammer, eine Tüte mit kleinen Nägeln für die Verkleidung und eine Tüte mit längeren Nägeln für das Wandregal. Er arbeitete immer mal wieder ein paar Stunden daran, und wie bei allen handwerklichen Sachen leistete er auch hier großartige Arbeit. Ich selbst konnte mir ohne Gebrauchsanweisung nicht mal ein Kondom überziehen, und selbst dann saß es vermutlich noch verkehrt herum.

Ich nahm die Tasse mit nach draußen und ging nach hinten zu den Hundezwingern und der Scheune. Die Scheune war ziemlich antiquiert: Sie hatte Doppeltüren und einen Heuboden. Früher war sie hellrot gewesen, doch inzwischen hatte sie eine rostbraune Farbe angenommen. Die Zwinger bestanden aus sechs langgezogenen Drahtgehegen, und in jedem war ein gefleckter Hühnerhund. Am Ende jedes Geheges stand eine große Hundehütte zum Schutz gegen Kälte oder heftige Stürme. Die Hütten waren mit Schwingtüren versehen, die sich automatisch schlossen, sobald

ein Hund rein- oder rauslief. Der Hund in dem Zwinger, der der Scheune am nächsten war, hieß aus irgendeinem Grund Switch, und er war Leonards Liebling. Was nicht heißen soll, daß Leonard nach den anderen großen dummen Kötern weniger verrückt gewesen wäre. Sooft er Zeit hatte, ging er mit ihnen auf die Jagd – nicht weil er so gern jagte, sondern weil er die gesprenkelten Schönheiten so gern rennen sah.

Ich ging an den Zwingern vorbei, und die Hunde sprangen gegen die Gitter und bellten. Bei jedem Gehege streckte ich die Finger durch den Draht, und jeder der Hunde schleckte sie mir ab, wedelte mit dem Schwanz und jaulte. Als ich zu Switchs Gehege kam, kniete ich mich hin und widmete mich ihm ein wenig länger. Ich zog nur ungern jemanden vor, aber was soll's, Switch war wirklich was ganz Besonderes. In seinen Augen lag so eine Art trauriger Würde, als hätte er Dinge mit ansehen müssen, die er lieber nicht gesehen hätte, die ihn dafür aber um so weiser gemacht hatten. Was natürlich ziemlich bescheuert war. Sogar ein kluger Hühnerhund ist immer noch ein ziemlich dummes Tier. Aber irgendwie hatte er Klasse. Außerdem hielt er es für seine Pflicht, Leonard zu beschützen, und wenn er einen nicht kannte und gerade frei herumlief, mußte man gut acht geben, daß man nicht zu nah bei Leonard stand. Er sprang einen an und versuchte, einem das Gesicht wegzubeißen, ohne auch nur einmal warnend zu bellen oder zu knurren.

Aus der Scheune hörte ich gleichmäßiges Klopfen. Leonard war fleißig. Er trainierte regelmäßig, sogar wenn er am Abend zuvor bis zwei Uhr gesoffen hatte.

Ich trank meinen Kaffee aus, gab Switch einen letzten Klaps, lehnte mich an den Zwinger und schaute auf den dichten dunklen Wald am Ende des Grundstücks. Während die Sonne höher stieg, zeichnete sich der Wald immer deutlicher ab und schien dabei noch zu wachsen. Leonards Grundstück war einmalig schön. Der Creek verlief vielleicht ein bißchen arg nah am Haus, und Leonard verlor ständig Land aufgrund von Erosion. Er hatte Gräben entlang des Creek gezogen und sie mit Kies aufgefüllt, aber das hatte nicht viel gebracht. Eine Zeitlang war Ruhe, aber dann brachen die Gräben auf und der Kies wurde davongeschwemmt. Im Sommer standen wir jetzt manchmal am Ufer und warfen Kieselsteine ins Wasser, und hinterher saßen wir auf Leonards Veran-

da und kratzten Kiesel und Lehm aus den Profilsohlen unserer Schuhe.

Wenn wir auf die Idee kamen, Huckleberry Finn zu spielen, gingen wir zum Robin-Hood-Baum, einer riesigen Eiche auf einer Lichtung im Wald hinter Leonards Haus. Ich habe keine Ahnung, wem der Wald gehört; den Baum betrachteten wir jedenfalls als unseren Privatbesitz. Wir hatten ihn nach dem großen Baum in Sherwood Forest benannt, unter dem Robin Hood seine Versammlungen abzuhalten pflegte. Manchmal gingen wir zu der Eiche, um in Ruhe zu reden oder einfach nur den Wald zu genießen. Gelegentlich nahm Leonard sein Gewehr mit und tat so, als würde er nach Eichhörnchen Ausschau halten. Aber auch dann landeten wir irgendwann beim Robin-Hood-Baum und quatschten, bis die Dämmerung hereinbrach.

Mein Grundstück war auch schön, aber ich muß zugeben, daß mir Leonards besser gefiel. Der Blick über das Gelände hatte eine beruhigende Wirkung auf mich, und ich dachte über das nach, was Trudy mir letzte Nacht erzählt hatte, und versuchte mir vorzustellen, wie ich Leonard am besten überreden könnte mitzumachen. In Trudys Plänen kam Leonard nicht vor, aber in meinen. Ich versuchte mir einzureden, daß ich ihn dabeihaben wollte, weil ich ihn mochte und weil ich wollte, daß er auch etwas von dem Geld bekam. Natürlich stimmte das auch, aber genausogut wußte ich, daß ich inzwischen ziemlich auf ihn angewiesen war. Er hatte mir so oft aus der Patsche geholfen, daß er für mich zu sowas wie einem geistigem Führer in allen Lebenslagen geworden war.

Trotz des dämmrigen Lichts in der Scheune konnte ich erkennen, daß Leonard an dem schweren Sandsack arbeitete, der von einem Dachsparren unter dem Heuboden herabhing. Sein Oberkörper war nackt, ansonsten trug er graue Trainingshosen, Tennisschuhe, weiße Socken und verschlissene Boxhandschuhe. Sein Gesicht und sein stählerner Oberkörper glänzten wie nasse Schokolade, und gelegentlich, wenn das Licht in einem bestimmten Winkel einfiel, sahen die dicken Schweißtropfen auf seiner Haut aus wie Eiterbeulen. Aus seiner Nase und seinem Mund stiegen Wolken kalten Dampfes.

Ich stellte die Kaffeetasse auf einen der Holzträger, die die schmucklose Wand abstützten, lehnte mich mit dem Rücken da-

gegen und schaute zu. Ich hatte bestimmt schon fünf Minuten lang dagestanden, als er mich bemerkte.

»Tja«, sagte er, »du siehst aus wie ein Mann, der eine heiße Nacht hinter sich hat.«

»Und du führst dich auf, als wärst du neidisch. So wie du auf den Sack einprügelst, mußt du 'ne Menge Frust loswerden.«

»Erzähl, wie war's? Oder nein, laß es lieber. Sonst fühle ich mich doch nur beschissen.« Nach einer Links-Rechts-Kombination auf den Sandsack grinste er mich an: »Im Gegensatz zu dir könnte ich jede Frau kriegen.«

»Nur zu, mach mich fertig.«

»Na gut, vielleicht nicht jede, aber jede Menge. Ist das nicht bescheuert? Sie fahren total auf mich ab, und ich kann nichts mit ihnen anfangen. Die Weiber stehen Schlange, und ich stehe am anderen Ufer.«

»Vielleicht solltest du mal rüberkommen. Ist bestimmt besser als wischen.«

»Wahrscheinlich, aber das ist wie Stricken oder Backgammon. Dafür bin ich einfach nicht gemacht.«

»Ich wollte ja nur mal andeuten, wie du's leichter haben könntest.«

Er trommelte auf den Sack ein, dann zwinkerte er mir zu. »Du könntest ja ein bißchen aushelfen. Quasi als kleiner Freundschaftsdienst.«

»So gute Freunde sind wir nun auch wieder nicht.«

Er schlug weiter auf den Sack ein, umfing ihn dann mit den Unterarmen und lächelte mich an. »Jetzt hab ich dich nervös gemacht, stimmt's? Um die Wahrheit zu sagen, alter Freund – ich mag dich, aber du bist nicht mein Typ.«

»Das macht mich jetzt total fertig. Gleich fang ich an zu heulen.«

Er verpaßte dem Sack zwei harte Linke, eine hoch, eine tief. »Komm, arbeite mit am Sack. Ich seh es gern, wenn ein weißer Schwächling ins Schwitzen kommt.«

Ich zog Jacke und Hemd aus, nahm ein Paar Boxhandschuhe vom Nagel, zog sie an und ging zum Sack. Um die Muskeln zu lockern, schlug ich ein paarmal langsam und mit gebremster Kraft. Zuerst fühlte es sich seltsam an, wie immer am Anfang. Dann wurden meine Muskeln warm und locker, und ich fand

meinen Rhythmus und tänzelte um den Sack herum und droch auf ihn ein, wie ich gerade Lust hatte. Leonard tänzelte ebenfalls um den Sack, immer direkt mir gegenüber, mit dem Sack zwischen uns, und sobald ich eine kleine Pause machte, hämmerte er auf den Sack ein, und bald trommelten wir auf dem alten Segeltuchsack heiße Kongarhythmen.

Als wir schließlich aufhörten, hatte ich leichte Schmerzen in den Händen und war ziemlich außer Puste. Ich zog die Handschuhe aus, hängte sie auf und dehnte die Hände, bis sie nicht mehr so verkrampft waren.

»Du wirst allmählich schlaff«, sagte Leonard, als er seine Handschuhe auszog. »Du trainierst zu wenig.«

»Ich fühl mich ganz wohl, altersschwach wie ich bin.«

»Wie wär's mit 'ner Runde Kickboxen?«

»Klar doch.«

Er ging zu einem der Regale, holte Boxhandschuhe und Fußschützer herunter und warf mir von jedem ein Paar zu. Ich streifte die Fußschützer über meine Tennisschuhe, dann zog ich die Handschuhe an. Es waren welche ohne Schnürbänder. Man zog sie über die Hände und befestigte sie mit Klettband am Handgelenk, so daß man beim Anziehen keine Hilfe benötigte.

Wir hatten im Licht, das durch die offene Seitentür hereinfliel, trainiert, aber jetzt öffnete Leonard die großen Doppeltüren, so daß die Sonne hereinflutete und Staubkörner wie langsame Tornados vom Boden der Scheune nach oben stiegen.

Leonard zog seine Ausrüstung an, scharrte mit den Füßen, hob die Hände und kam auf mich zu.

»Jetzt kannst du was erleben, Weißbrot!«

»Ich hoffe, du kennst ein Heim für invalide Nigger, das wirst du nämlich brauchen.«

»Glaubst du, du kannst mich mit deinen rassistischen Sprüchen beeindrucken?«

»Ich sag's nur, wie ich es sehe.«

»Gleich siehst du gar nichts mehr.«

Und schon stürzten wir aufeinander los.

Es war, als hätte Leonard sich in Öl verwandelt und würde sich über mich ergießen. Ich nahm die Arme zur Deckung hoch, aber das Öl wurde hart, und die Härte traf meine Unterarme und ließ sie schwach werden, traf meinen Kopf und meine Rippen und

verursachte auf meiner Haut ähnliche Geräusche, wie sie der Sack zuvor von sich gegeben hatte.

Als ich endlich freikam, sagte ich: »Ich muß zugeben, das war wirklich nicht schlecht.«

»Weiß ich selbst«, antwortete er und ging erneut auf mich los.

Ich ließ ihn glauben, er hätte mich am Haken. Ich schlug eine leichte Linke, und als er sich wegduckte, machte ich mit dem vorderen Fuß einen Halbkreiskick und erwischte ihn so hart im Magen, daß ihm die Luft wegblieb. Dann ging ich richtig auf ihn los, traf ihn mit einem Schlag über seinen rechten Arm hinweg oberhalb des linken Auges und versuchte, ihm mit der Linken einen Haken zu versetzen, traf aber nur seine Unterarme. Er schlug auf mich ein, und er war schnell, aber ich hatte ihn aus dem Rhythmus gebracht, und seine Schläge glitten über mein Gesicht, rutschten an meinem schweißnassen Oberkörper ab und taten mir kaum weh. Diesmal trat ich mit dem hinteren Fuß und traf ihn wieder im Solarplexus, so daß er zurückweichen mußte. Dann versuchte ich das gleiche mit dem anderen Fuß und streifte seine Seite mit dem Fußballen. Er wich schnell zurück, und ich folgte. Er drehte sich um, als wolle er weglaufen. Instinktiv raste ich ihm hinterher, um ihn fertigzumachen. Er drehte sich auf dem linken Fuß, so daß er mir frontal gegenüberstand, holte mit dem rechten Bein zu einem Außenristkick aus und traf mich voll an der Schläfe. Ich ging zu Boden. Meine Nasenlöcher füllten sich mit Dreck.

Angeschmiert.

Leonard beugte sich zu mir runter. »Na, wie geht's, Milchbubi?«

»War schon mal schlimmer ... bloß die Scheune dreht sich.«

»Du bist immer zu ungeduldig. War leicht, dich reinzulegen.«

Er klopfte mir auf den Rücken. »Bleib 'nen Moment liegen.«

»Hatte nichts anderes vor.«

Ein paar Minuten vergingen, dann half Leonard mir auf. Die Scheune war immer noch ein bißchen verschwommen, nahm aber langsam Konturen an. Er half mir, Handschuhe und Fußschützer auszuziehen. Immer noch leicht schwankend zog ich Hemd und Mantel an und holte die Kaffeetasse vom Holzträger. Leonard, der sich inzwischen auch angezogen hatte, legte den Arm um mich und führte mich zum Haus.

Dort angekommen, legte er ein Patsy-Cline-Album auf, drehte

die Lautstärke herunter und machte Frühstück. Ich setzte mich an den Küchentisch und ließ den Kopf zwischen den Knien herabhängen.

»Hast du schon gefrühstückt?« fragte er.

»Nein.«

»Meinst du, du kannst schon wieder was essen?«

»Ja.«

»Eier und Toast – ist das okay?«

»Prima.«

Er kicherte. »Weißer Junge in Nöten. Das liebe ich.«

Er haute ein Ei in die Pfanne. »Du bist doch nicht ohne Grund hier, Hap. Du stehst sonntags nie so früh auf. Was ist los, ist die Alte schon wieder abgezogen?«

»Nein, aber es gibt wirklich einen Grund. Einen wichtigen.«

Ich richtete Wirbelsäule und Kopf auf. Das Drehen hatte aufgehört.

»Wie wichtig?«

»Du müßtest nicht mehr zurück auf die Rosenfelder. Jedenfalls ziemlich lange nicht mehr.«

Er hielt mitten im Brot auswickeln inne und sah mich an.

»Wie lange?«

»Sicher ein paar Jahre. Vielleicht könntest du einen eigenen Laden aufmachen. Soweit ich weiß, habt ihr Jungs doch ein Talent für Würstchenbuden und dergleichen. Worauf immer du Bock hast.«

»Würstchenbude klingt nach Arbeit. Du kennst uns doch: weite Schuhe, enge Mösen und ein warmes Plätzchen zum Scheißen.«

»Genau so habe ich mir das vorgestellt.«

»Los Hap, hör auf, mich zu verscheißern. Um was geht's?«

»Hunderttausend Dollar für jeden von uns.«

»Scheiße. Was müssen wir dafür tun? Jemanden erschießen?«

»Nein. Schwimmen.«

KAPITEL 4

Ich fuhr mit Leonard zu meinem Haus hinüber und parkte neben Trudys vergammeltem VW mit dem Greenpeace-Aufkleber auf der Stoßstange. Trudy saß mit einer Tasse Kaffee am Küchentisch. Sie trug eines meiner Hemden, das ihr viel zu groß war. Das und ihr zerzaustes Haar ließen sie sehr mädchenhaft aussehen. Das änderte sich schlagartig, als sie die Beine übereinanderschlug und mich ansah. »Ich hab mir Sorgen um dich gemacht. Ich konnte keine Nachricht finden.«

»Ich habe auch keine geschrieben. Ich dachte, ich wäre schneller wieder da.«

Sie ließ sich herab, Leonards Gegenwart zur Kenntnis zu nehmen. »Hi, Leonard.«

Leonard nickte.

»Was du mir letzte Nacht erzählt hast«, sagte ich. »Ich will, daß du das auch Leonard erzählst.«

Ich konnte ihr ansehen, daß ihr das nicht gefiel. »Nichts für ungut, Leonard, aber die Sache geht nur Hap und mich was an. Er hätte dir gar nicht davon erzählen sollen.«

»Ich will, daß er dabei ist, für die Hälfte meines Anteils.«

»Wenn du so weiter machst, gibt's vielleicht gar keinen Anteil, Hap.«

»Das ist auch okay. Such dir 'nen anderen Dummen.«

»Du bist ja knallhart heute morgen.«

»Tagsüber hat er seine Drüsen besser unter Kontrolle«, sagte Leonard. »Nachts neigen sie zu Überaktivität.«

»Dein Gequatsche geht mir auf die Nerven, Leonard.«

»Oh, ist es etwa zu unmelodisch? Wär dir ein klassischer Negerdialekt lieber? Dazu ein bißchen Füßestampfen?«

»Hört auf, alle beide«, fuhr ich dazwischen. »Das fängt ja schlimmer an, als ich dachte. Ich will, daß Leonard mit dabei ist. Wieso

auch nicht? Es kostet dich keinen Cent mehr, und du hast zusätzliche Unterstützung. Nach dem, was du erzählst, könnten wir ihn verdammt gut brauchen. Er weiß wenigstens, wie man richtig taucht. Seine Erfahrung kann uns nur nutzen. Ich war ein paarmal mit Taucheranzug im Wasser, aber das war's auch schon.«

Sie drehte sich von uns weg und starrte aus dem Fenster. Meine Mutter hatte das auch immer gemacht, wenn sie sauer auf mich war. Ich war schon darauf gefaßt, daß sie mir gleich mit einem Nudelholz drohen würde.

Sie schob ihre Tasse auf der Untertasse hin und her. Im Licht, das durchs Fenster hereinflie, sah man, daß sie doch nicht mehr die Jüngste war.

»Irgendwann im Lauf des Tages«, sagte Leonard, »und zwar spätestens nach zwei Minuten, langweilt mich Schmollen.«

Sie sah uns an. »Na gut, aber es paßt mir nicht, daß du mir das aufzwingst, Hap. Du hättest das erst mit mir besprechen sollen. Wir stehen uns nah genug, daß ich dir das hätte Wert sein sollen.«

»Ich hab dich nicht gefragt, weil ich wußte, daß du nein sagen würdest, und ich will Leonard nun mal dabei haben. Es geht nicht darum, daß ich dir was aufs Auge drücken will. Er ist mir in manchen beschissenen Zeiten – an denen du zum Teil nicht ganz unschuldig warst – zur Seite gestanden. Ich will, daß er genauso von der Sache profitiert, wie du dir das für mich wünschst. Wenn du uns nicht willst, kein Problem. Lassen wir's bleiben.«

»Ich weiß nicht, wie ich das Howard erklären soll. Er war schon nicht begeistert, daß ich dich dabei haben will, Hap.«

»Ich bin überzeugt, du kannst diesen Howard um deinen großen Zeh wickeln«, sagte Leonard, »und dabei kenne ich den armen Trottel nicht einmal.«

»Weißt du, was mit dir los ist, Leonard?« fragte Trudy. »Du bist eifersüchtig. Du stehst auf Hap und bist eifersüchtig auf mich.«

»Hap ist ganz in Ordnung. Er hat einen hübschen Knackarsch, aber er ist nicht mein Typ.«

»Jetzt vertragt euch gefälligst«, unterbrach ich, »das macht es einfacher.«

»Okay. Schwamm drüber«, sagte Leonrad. »Aber sie und ich – meinetwegen werden wir Geschäftspartner, aber das ist auch schon alles.«

»Da sind wir uns einig«, bestätigte Trudy.

Leonard und ich setzten uns an den Tisch, Leonard an der Wandseite und ich Trudy gegenüber. Sie starrte erst Leonard wütend an, dann mich. »Hunderttausend ist eine ganze Ecke weniger als zweihunderttausend. Willst du das wirklich?«

»Ja, und ich will, daß er die Geschichte von dir hört. Ich hab ihm nur erzählt, daß in der Sache viel Geld steckt. Wenn er hört, um was es geht, hat er vielleicht gar keine Lust mehr.«

Trudy stand auf, schenkte sich Kaffee ein und kam zurück zum Tisch. Sie nippte ein paar Mal und fing an zu erzählen. »Mein Ex-Mann, Howard, war in der Antiatombewegung aktiv. Er reiste quer durch die Staaten und hielt Reden gegen Atomkraftwerke und führte Demonstrationen vor den Reaktoren an. Während einer Demo wurde unter seiner Führung ein Zaun zerschnitten, das Gelände des Reaktors gestürmt und staatliches Eigentum beschädigt. Er hielt es für seine Verantwortung als Mensch ...«

»Keine Politik«, unterbrach Leonard, »davon kriege ich Herzrhythmusstörungen. Nur die Fakten.«

»Okay«, sagte sie und legte los.

Es war eine ziemlich einfache Geschichte. Der Richter wollte an Howard ein Exempel statuieren. Er verurteilte ihn zu zwei Jahren in Leavenworth, meiner Alma Mater. Später wurde die Strafe wegen guter Führung auf achtzehn Monate verkürzt. Ich fragte mich, ob sie Howard verlassen hatte, während er im Knast saß, und ob er mehr Briefe als ich bekommen hatte.

Im Gefängnis lernte Howard einen Mann namens Softboy McCall kennen, der sich für einen großen Gangster hielt. Er war schon eine ganze Weile im Knast und hatte noch einige Jahre vor sich.

Als er hörte, daß Howard aus Texas stammte, zeigte er sofort Interesse an ihm. Er war ebenfalls aus Texas. Waco, Texas, um genau zu sein.

Softboy und Howard kamen sich näher, und Softboy erzählte Howard, weshalb man ihn – jedenfalls dieses Mal – eingebuchtet hatte. Er hatte eine kleine osttexasische Bank ausgeraubt (gab es überhaupt andere?), und am Tag des Überfalls war sie zum Bersten voll mit Geld gewesen. Mehr Geld, als eine Bank dieser Größe hätte haben sollen, auch wenn das Wochenende bevorstand und die Lohngehälter bereitlagen.

Softboy nahm an, daß Geldwäsche im Spiel war. Diebesbeute,

die von hohen Tieren durch die Bank geschleust wurde. Später erhärtete sich sein Verdacht, als die Bank einen geringeren Betrag als gestohlen meldete, als sie erbeutet hatten. Softboy behauptete, sie hätten etwas über eine Million mitgehen lassen.

Während des Überfalls kam es zu einer Schießerei mit einem der Wachmänner. Irgendwie bekam die Polizei Wind davon und kreuzte auf, bevor Softboy und seine Komplizen abhauen konnten, und so kam es zu einem weiteren Schußwechsel. Der Wachmann und ein Polizist wurden verletzt, und auch alle drei Bankräuber bekamen eine Kugel ab.

Trotzdem schafften sie es, mit dem Wagen zu fliehen.

Am Tag davor hatte der Fahrer des Wagens in den Bottoms eine Stelle gefunden, wo sie ihr Motorboot verstecken konnten, und dahin fuhren sie nun. Unterwegs starb einer der Bankräuber, und als sie in den Bottoms ankamen, gab der Fahrer den Löffel ab. Nun waren nur noch Softboy und das Geld übrig.

Softboy schaffte es, das Auto ins Wasser zu schieben, damit es nicht gefunden werden konnte, und er schaffte es auch, das Geld ins Boot umzuladen und das Boot zu starten. Aber er kam nicht weit. Er rammte einen Baumstumpf oder irgendetwas in der Art und flog über Bord.

Es gelang ihm, sich ans Ufer und in den Wald zu retten. Die nächsten drei Tage kroch er mit hohem Fieber und halluzinierend durchs Unterholz. Er hatte keine Ahnung, ob er sich im Kreis oder irgendwohin bewegte. Schließlich stieß er auf einen Weg und folgte ihm. Das nächste, woran er sich erinnern konnte, war, daß er sich auf dem Highway nach Marvel Creek befand. Er verlor das Bewußtsein, und als er wieder zu sich kam, lag er im Krankenhaus von Marvel Creek, und an seinem Bett saß ein Polizist. Ein Autofahrer hatte ihn entdeckt, vom Highway heruntergezogen und die Polizei alarmiert.

Als es ihm besser ging, sollte er der Polizei zeigen, wo das Boot gesunken war, aber das war ihm nicht möglich. Er wußte es schlichtweg nicht. Er wußte nicht einmal, wie er und sein Partner überhaupt zu dem Boot gelangt waren. Er hatte es nicht selbst versteckt, und er war auch nicht dabei gewesen, als der Fahrer es versteckt hatte. Nach dem Bankraub hatte er so wahnsinnige Schmerzen gehabt, daß er nicht darauf geachtet hatte, wohin sie gefahren waren.

Die Polizei suchte tagelang den Fluß ab, fand aber weder Boot noch Auto noch die Leichen. Sie wurden nie entdeckt.

Softboy erzählte Howard, daß er Alpträume hätte von all dem Geld, das da unter Wasser lag und von den Fischen gefressen wurde. Er sagte, er wolle, daß es endlich jemand ausgab, und wenn Howard es finden würde, würde er mit ihm halbe-halbe machen.

An dieser Stelle der Erzählung hielt Trudy inne, und Leonard sagte. »Ganz schön vertrauensselig, dieser Typ.«

»Ich nehme an, er hielt Howard für ehrlich«, sagte Trudy. »Er ist davon ausgegangen, daß Howard genausoviel für ihn übrig hatte wie er für Howard.«

»Oder er wollte erreichen, daß Howard genau das glaubte«, warf ich ein. »Gib einem Mann das Gefühl, daß du ihn magst, und er ist bereit, was für dich zu tun. Wenn er Howard dazu bringen könnte, die Knete zu finden und aufzuteilen, dann könnte der gute alte Softboy ein paar Wächter und Gefängnisbeamte bestechen. Sich das Leben im Bau ein bißchen bequemer gestalten. Wenn man seine Situation bedenkt, scheint sich ein Versuch durchaus zu lohnen.«

»Drei Tage bevor Howard entlassen wurde«, nahm Trudy den Faden wieder auf, »wurde Softboy von einem Mitgefangenen mit einem aus einem Löffel gebastelten Messer getötet. Irgendein banaler Streit. Um einen Nachtschrank, glaube ich.«

»Und damit endet Howards Verpflichtung gegenüber Softboy«, sagte Leonard. »Er beschließt, sich das Geld unter den Nagel zu reißen. Er zieht dich in die Sache mit rein, und Hap zieht mich mit rein. Nun, das ist ja alles gut und schön, aber ich sehe da noch ein paar Probleme. Erstens – ich nehme an, Howard hat schon versucht, das Geld zu finden. Hab ich recht?«

Trudy nickte.

»Die Polizei hat's versucht, Howard hat's versucht, und gefunden haben sie nichts. Wieso glaubt dann irgendwer, daß wir bessere Chancen hätten?«

»Deshalb hat Trudy sich an mich gewandt«, antwortete ich. »Ich bin in Marvel Creek aufgewachsen. Ich kenne die Bottoms.«

»Ich wette, eine Menge Leute, die sich in den Bottoms auskennen, haben der Polizei bei der Suche geholfen, und trotzdem haben sie das Geld nicht gefunden.«

»Da ist noch was«, sagte Trudy. »Softboy hat der Polizei nichts von der Eisernen Brücke erzählt, aber Howard schon.«

»Eiserne Brücke?« fragte Leonard.

»Als Hap und ich noch verheiratet waren, hat er oft davon gesprochen, daß es da diese Stelle in den Bottoms gibt ... wie war das noch mal, Hap?«

»Es war eine unvollendete Brücke. Sie ragte ein ganzes Stück über das Wasser raus. Mineralölfirmer hatten damals in den Fünfigern mit ihrem Bau begonnen, bevor die Ölquellen versiegten. Es gibt alle möglichen Geschichten über diesen Platz. Oft parkten dort Liebespaare. Dann wurde mal erzählt, daß sich ein Typ an der Brücke erhängt hat, wegen einem Mädchen oder irgendwas in der Art. Es heißt, sein Geist gehe dort immer noch um. Daß man ihn bei Mondlicht manchmal von der Brücke hängen sehen kann. Und dann gibt's da noch die Geschichte von dem Pärchen, das bei der Brücke geparkt hatte, und dann fielen ein paar Männer über sie her, vergewaltigten das Mädchen, banden ihren Freund am Ersatzreifen fest und warfen ihn ins Wasser. Solche Geschichten gibt's jede Menge.«

Trudy sagte: »Softboy hat Howard erzählt, das letzte, woran er sich erinnern kann, nachdem das Wrack am Ufer lag, war, die Eiserne Brücke weiter unten am Fluß gesehen zu haben.

»Die Sache ist nur die«, ergänzte ich, »die Brücke befindet sich nicht am Fluß, sondern an einem der Nebenflüsse, einem schmalen Creek. Ich weiß nicht mal, ob dieser Creek einen Namen hat. Da unten ist es wie im Dschungel. Vielleicht war Softboy so schwer verwundet, daß er vom Fluß abgekommen ist, ohne es zu merken. Aber ich vermute, sie waren nie am Fluß, sie haben nur geglaubt, sie wären dort. Sie waren die ganze Zeit an diesem Creek, und die einzige Stelle, wo der Creek breit und tief genug für ein Boot ist, ist ein Abschnitt in der Nähe der Eisernen Brücke.«

»Die Knete hat sich doch längst aufgelöst und verflüssigt«, wandte Leonard ein. »Vielleicht findet man noch ein paar Münzen, aber das ist auch alles.«

»Softboy und seine Partner wollten das Geld ein Stück den Fluß runtertransportieren und dann vergraben«, sagte Trudy. »Weiter unten am Fluß hatten sie noch ein Auto stehen, mit dem sie abhauen wollten. Sobald sich alles beruhigt hatte, wollten sie zu-

rückkommen und das Geld holen. Softboy hat Howard erzählt, daß sie das Geld in wasserdichte Behälter gestopft und diese in einer großen Aluminium-Kühlbox verstaut haben, die vorne am Boot befestigt war. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die wasserdichten Behälter noch da, und das Geld auch.«

»Wann hast du die Brücke zuletzt gesehen?« wandte Leonard sich an mich.

»Vor achtzehn, neunzehn ... vielleicht zwanzig Jahren.«

Leonard schüttelte den Kopf. »Mensch, Hap, wenn ich dich zur Arbeit abhole, findest du nicht mal die Schuhe, die du am Abend vorher ausgezogen hast. Wie willst du da was finden, was du zwanzig Jahre nicht mehr gesehen hast?«

»Stimmt schon ... aber in meinen Schuhen stecken auch keine Million Dollar.«

KAPITEL 5

Nach unserem Gespräch wollte Trudy duschen und sich dann ein bißchen hinlegen. Nachdem ich fast die ganze Nacht mit Denken, Reden und Vögeln zugebracht hatte, hätte ich auch ein Nickerchen vertragen können, aber ich verkniff es mir. Ich hätte mir gern eingebildet, daß ich meine Entscheidung aus Charakterstärke getroffen hatte, aber es ging natürlich nur darum, daß ich jetzt auf gar keinen Fall mit Trudy allein sein wollte. Ich hatte so eine Ahnung, daß ich mir ein paar sehr böse Worte über Leonard und mich würde anhören müssen, und darauf hatte ich keinen Bock. Ich wollte auch nicht, daß sie mich in die Nähe eines Betts bekam. Im Bett konnte sie wirklich überzeugend sein, und wenn sie nur lange genug an mich hinredete und dabei bestimmte Körperteile in die richtige Position brachte, würde ich mich vielleicht überreden lassen, Leonard bei Sonnenuntergang zu erschießen.

Sobald ich das Wasser in der Dusche rauschen hörte, schnappte ich mir Stift und Papier und schrieb Trudy eine Nachricht. *Bin bei Leonard wegen Reisevorbereitungen. Komme zum Mittagessen zurück. Falls du nachkommen willst ...* Und ich zeichnete ihr auf, wie sie zu Leonards Haus finden würde. Dann fuhren wir zu ihm. Er packte ein paar Klamotten und eine Taschenbuchausgabe von *Walden* in seinen Koffer. Als nächstes kramte er eine Isomatte und ein paar Betttücher heraus und rollte sie zu einem Bündel; dann holte er seine Remington .30/06 und eine Schachtel Munition aus dem Schrank. Koffer, Bettrolle, Gewehr und Munition legte er auf die Couch.

»Leonard, wo hast du deine .22er Sportpistole?«

»Weggeräumt.«

»Meinst du nicht, wir brauchen sie? Vielleicht sollten wir auch noch ein paar Bazookas und Handgranaten kaufen, vielleicht

auch ein paar Landminen. Scheiße, was soll das alles? Wir tauchen und holen das Geld rauf, wir erschießen es nicht.«

»Wenn es um deine Exfrau geht, werde ich paranoid.«

»Sie ist eine Nervensäge und hyperidealistisch, aber sie wird uns nicht hinterrücks überfallen.«

»Mir ist nicht so ganz klar, in was sie uns da reinzieht. Ich glaube, sie ist eine von denen, die erst springen und dann schauen. Und diesen Howard kann ich überhaupt nicht einschätzen. Sind da noch ein paar Kumpel von ihm dabei, oder sind wir die einzigen Idioten?«

»Sie sagte, es wären noch zwei andere dabei, beide Idealisten. Sie wollen ihren Anteil vom kapitalistischen Bankergeld für einen guten Zweck spenden.«

»Ohne Scheiß? Und für was für einen guten Zweck?«

»Rettung der Robben wahrscheinlich. Oder der Wale. Was weiß ich. Sie hat's mir nicht gesagt.«

»Wenn da wirklich Kohle zu holen ist, spende ich sie auch für einen guten Zweck. Für mich. Die Robben müssen selbst für sich sorgen. Denen flattern keine Rechnungen ins Haus.«

»Das sehe ich auch so.«

Leonard nahm Pfeife und Tabak vom verschrammten Kamin Sims herunter und setzte sich in den Schaukelstuhl am Feuer. Aus einem metallenen Spucknapf neben dem Kamin holte er ein langes Kaminzündholz und legte es auf seinen Oberschenkel. Schnell und gekonnt stopfte er die Pfeife, zog das Streichholz durch das Kaminfeuer und zündete sie an. Er paffte und betrachtete mich nachdenklich.

»Wie konnte ich mich bloß von dir zu so etwas überreden lassen?«

»Mein knackiger Hintern hatte irgendwas damit zu tun. Also wirklich, Leonard, knackiger Hintern?«

»Das hab ich gesagt, um Trudy zu ärgern.«

»Deine bloße Existenz ist für sie schon Ärgernis genug.«

»Der alte Lacy wird in ein paar Tagen wieder Feldarbeiter brauchen. Er wird anrufen, und ich werde nicht da sein. Weil ich meine Ersparnisse für einen Traum im Sabine River raushauere. Und wenn ich dann ohne Geld und mit eingeknicktem Schwanz zurückkomme, ist der Job wahrscheinlich auch noch futsch.«

»Feldarbeiter werden immer gebraucht. Komm, auf den Mist

haben wir doch eh keinen Bock mehr. Ich denke, wir sollten mal was anderes versuchen, selbst wenn es sich als falsch erweist.«

»Falsch, und wie. Das ist geklautes Geld.«

»Nach so langer Zeit dürfte die Versicherung längst gezahlt haben, und wenn es gewaschenes Geld war, brauchen wir uns sowieso keine Sorgen zu machen.«

»Und woher sollen wir das wissen? Vielleicht ist das ganze Zeug gekennzeichnet, oder was immer die machen, um ihr Geld wieder aufzutreiben.«

»Wir gehen mit unserem Anteil nach Mexiko. Da unten können wir irgendeinen Deal machen. Wir würden ein paar Tausend verlieren, wenn wir das Geld in Pesos eintauschen, das ist klar, aber es geht jedenfalls. Wir könnten eine Zeit lang dort bleiben. Das Geld ist da unten zehnmal mehr wert als hier. Wir könnten für dich Señores und für mich Señoritas kaufen. Wir könnten uns mit mexikanischem Bier vollaufen lassen.«

»Ich kann nicht abhauen und meine Hunde im Stich lassen.«

»Scheiße, dann gehe ich eben allein, tausche das Geld ein, schicke dir die Hälfte in Pesos, und du kannst es in Dollar rücktauschen. Dann kommst du mit deinen blöden Kötern runter auf Besuch. Ich werde ihnen ein Treffen mit ein paar von diesen kleinen mexikanischen Hunden organisieren. Da unten lassen sich immer Geschäfte machen. Bankräuber machen das die ganze Zeit so.«

»Du hast dir ja wirklich Gedanken gemacht. Wenn Trudy sonst auftaucht, bist du gleich bereit, ins Friedenscorps einzutreten oder dich an eine Pinie zu binden, um sie vor der Kettensäge zu retten.«

»Die Zeiten sind endgültig vorbei. Trudy hat mich wieder zum Nachdenken gebracht, das stimmt, und vielleicht habe ich letzte Nacht auch wieder in die Richtung gedacht, die sie gern haben wollte, aber heute nicht mehr.«

»Wie ich schon sagte, Hap, das liegt an den Drüsen. Tagsüber hast du sie besser unter Kontrolle. Aber sobald die Sonne untergeht und du daheim im Bett zwischen ihren Beinen liegst, klingt alles gleich wieder ganz anders.«

»Nein. Mit Howard spielt sie das gleiche Spiel. Es ist was anderes, wenn sie zurückkommt und ich mir 'ne Zeitlang was vormachen kann, aber ich lasse es mir nicht gefallen, daß sie von einem Bett ins andere hüpf.«

»Ich hab ja gesagt, sie springt gern.«

»Ich hole soviel Knete aus dieser Sache raus wie möglich, dann seile ich mich ab.«

»Glaubst du wirklich, das geht so einfach? Die Geschichte mit Trudy hat dich 'ne Menge Herzblut gekostet.«

»Mein Herz ist ausgeblutet. Trocken wie alter Toast. Wenn du's nicht glaubst, bleib bei deinen Hunden und schau zu, wie ich nach Mexiko abdüse.«

Leonard grinste mich an. »Nachdem ich dir dauernd gepredigt habe, was für ein Trottel du bist, bin ich mir gar nicht so sicher, ob mir der neue Hap so sonderlich gefällt. Als Trudys Spielzeug warst du irgendwie niedlich. Das hatte so einen besonderen Charme. So als hätte man einen großen dummen Welpen, der noch nicht ganz stubenrein ist.«

»Das ist goldig, Leonard. Das werde ich mir merken.«

Wir beschlossen, Leonards alten blauen Buick zu nehmen, und nicht meinen Pick-up. Wenn Trudy wollte, konnte sie mit uns mit- oder in ihrem Volkswagen vorausfahren. Was ihr lieber war. Wir packten Leonards Koffer, Gewehr, Munition und Bettzeug in den Kofferraum und legten vorsichtshalber noch ein paar Meter Seil und einige Campingutensilien dazu.

»Wir werden Tauchausrüstung brauchen«, sagte Leonard. »Trockenanzüge, nehme ich an. Naßanzüge sind bei dem Wetter vermutlich zu kalt, obwohl ein Trockenanzug auch nicht viel mehr bringt. Die Dinger haben Lufttaschen und kneifen.«

»Du kennst dich besser aus, als ich dachte.«

»Reicht gerade, um abzusaufen. Eins weiß ich jedenfalls: So kalt wie das Wasser zur Zeit ist, tötet es einem im Nu die Gehirnzellen ab. Aber das ist für dich wahrscheinlich keine neue Erfahrung. Und noch eins weiß ich: Das sind meine verdammten Ersparnisse, die draufgehen, um das Zeug auszuleihen.«

»Aber du hast mein Wohlwollen, Leonard.«

»Darauf war ich schon immer scharf.«

»Wenn du das Zeug ausleihst, fliegen wir dann nicht auf?«

»Hap, mein lieber, aber blöder Freund. Wir erzählen ihnen doch nicht, wofür wir es ausleihen. Wir sagen nur, daß wir mal einen Tauchgang in kaltem Wasser probieren wollen. Denen ist scheißegal, ob wir absaufen oder uns in Eiswürfel verwandeln, solange

wir anständig zahlen, und zwar so anständig, daß sie sich notfalls 'ne neue Ausrüstung kaufen können.«

»Leonard, du bist mein Held. Wenn ich mal groß bin, will ich genau so werden wie du. Krieg ich das hin? Was meinst du? Kann ich das schaffen?«

»Da brauchen wir erstmal schwarze Farbe, aber so schön wie ich wirst du damit auch nicht. Und dann könnte es nicht schaden, wenn du eine ganze Portion weniger blöd wärest. Los komm, ich muß mit Calvin reden, damit er meine Hunde füttert, wenn ich weg bin. Und dann muß ich erstmal 'ne Runde heulen wegen all dem schönen Geld, mit dem ich diesen Schwachsinn finanziere. Bleib brav in der Nähe. Man weiß nie, wann ich die nächste Weisheit von mir gebe.«

KAPITEL 6

Als ich am nächsten Morgen wach wurde, konnte ich den Wind um die Dachtraufen und durch die Pinien jenseits des Feldes heulen hören. Nachts machte ich meistens die Heizungen aus, weil das Butangas so teuer war, und das Zimmer war so kalt, daß sogar ein Eskimo gebibbert hätte.

Ich stand auf, zog meinen Bademantel an und stapfte durch die kalte Morgenluft. Mit jedem Ausatmen stieß ich weiße Wölkchen aus.

Ich schaute aus dem Fenster. Die Bäume und der Boden waren mit Rauhreif überzogen, und vom Himmel fiel eine Mischung aus Schnee und Eisregen. Ziemlich ungewöhnlich für Osttexas. Die meiste Zeit war einem nicht einmal bewußt, daß es Winter war. In der Regel war der Winter ein etwas übertriebener Herbst. Aber dieses Jahr war es anders. Genau an dem Tag, an dem ich losziehen sollte, um an ein bißchen Geld zu kommen, wurde es richtig gemein kalt. Ein klügerer Mensch hätte das als Omen gesehen.

Ich sehnte mich zurück ins Bett, aber ich riß mich zusammen und ging in die Küche, suchte Streichhölzer und zündete alle Öfen an, zuletzt den im Schlafzimmer. Selbst dann, als ich mit dem Hintern an den warmen Ofen gelehnt stand, war ich versucht, unter die Decke zu kriechen und mich an Trudy anzukuscheln. Aber vielleicht wäre es dort nicht viel gemütlicher gewesen. Letzte Nacht hatte sie mich jedenfalls nicht gewärmt. Sie hatte mit mir geschlafen, als wäre ich ein zahlender Kunde und draußen würden weitere warten, darunter einige wichtige. Ich versuchte, sie zum Höhepunkt zu bringen, aber es war, als wolle man den Everest in Bermudashorts bezwingen. Sie bekam einfach keinen. Sie wollte, daß ich geil war, und gleichzeitig sollte ich mich beschissen und billig fühlen, und genau so fühlte ich mich auch. Aber

ich habe keinen Stolz und kam trotzdem. Als ich fertig war, rollte sie sich unter mir weg und drehte mir den Rücken zu. Ich legte ihr die Hand auf die Hüfte, aber sie rührte sich nicht und blieb stumm. Ebenso gut hätte ich einen Marmorgrabstein streicheln können.

Plötzlich tat mir Howard leid. Genau wie ich hatte er gegen eine Frau wie Trudy keine Chance. Nicht die geringste. Sie beherrschte uns mit Verstand, Gefühl und ihrem flaumigen Dreieck. Es war verdammt erniedrigend.

Ich zog mich an, warf mir den Mantel über und ging hinaus, um nachzuschauen, ob das Kühlerwasser in meinem Pick-up eingefroren war. War es nicht. Das Frostschutzmittel hatte ausgereicht, und so fuhr ich den Wagen auf die Südseite, parkte mit der Stoßstange direkt am Haus und legte eine alte Pferddecke über die Motorhaube.

Ich holte die Zange von ihrem Platz hinter dem Fahrersitz, legte die Decke unter den Wagen, krabbelte auf die Decke und lockerte die Schraube vom Kühler, damit das Wasser auslief. Auf die Art mußte ich mir, falls ich länger weg sein sollte, nicht auch noch Sorgen machen, daß die Kälte zu eisig für das Frostschutzmittel wurde und mein alter Kühler in die Luft flog.

Ich legte die Decke wieder über die Motorhaube und beschwerte sie, für den Fall, daß es Sturm geben sollte, mit ein paar Steinen. Dann ging ich zur Grenze meines Grundstücks, stemmte die Wasserabdeckung hoch und drehte mit der Zange das Wasserventil zu. Ich brachte die Zange zurück in den Wagen, ging ins Haus, verriegelte die Fenster und die Hintertür, ließ das Wasser aus den Wasserhähnen, stellte den Warmwasserboiler ab, und als ich Leonard vorfahren hörte, drehte ich auch die Gasheizungen ab. Es wurde sofort kalt.

Ich holte die Sachen, die ich am Abend vorher gepackt hatte, und stellte sie im Wohnzimmer neben die Tür. Während ich draußen gewesen war, war Trudy aufgestanden und hatte sich angezogen. In der ganzen Zeit, in der ich im Haus alles für die Abreise klar machte, saß sie auf meiner alten, schäbigen Couch, schaute die Wand an, sprach kein Wort mit mir und schien nicht mal zu atmen.

Leonard kam ins Haus, schaute Trudy an, dann mich. »Ich seh schon, das wird ein Riesenspaß.«

»Trudy, fährst du mit deinem Wagen?« fragte ich.

»Ich hol ihn später. Ich fahre nicht gern bei Schnee und Eis.«

»Dein VW hat zwar keinen Kühler, der platzen kann«, sagte Leonard, »aber du solltest ihn trotzdem lieber bei mir in die Scheune stellen. Hier in der Gegend wohnen ein paar Leute, die nicht unbedingt was dagegen haben, ein Auto zu stehlen, dessen Besitzer sie nicht kennen.«

»Was ist mit der Tauchausrüstung?« fragte ich.

»Im Kofferraum. Als ich sie gestern holen wollte, hatte der Laden schon geschlossen. Ich mußte mir den Mund fusselig reden und dem Besitzer mit ein paar Extra-Scheinchen vor der Nase herumwedeln, bis er sich bequem hat, sein Haus zu verlassen und zum Laden runterzugehen. Du schuldest mir hundert Dollar, Hap!«

»Setz es auf die große Rechnung.«

»Mann, dein Kreditrahmen ist längst überzogen ... Sagt mal, sollen wir nicht ein paar Tage warten? Es wird sicher besser, das Eis hält sich nicht ewig.«

»Howard wartet auf mich«, sagte Trudy, »und ich muß morgen zur Arbeit.«

»Arbeit?« fragte ich.

»Du weißt schon. Du machst einen Job, den du haßt, und dafür geben sie dir Geld. Hast du geglaubt, ich werde ausgehalten, Hap? Auch wenn unser Leonard dir das Gegenteil einreden will, bin ich keine Konkubine.«

Als wir bei Leonard ankamen, parkte Trudy den Volkswagen in der Scheune und Leonard mischte den Hunden ihr spezielles Futter aus drei verschiedenen Marken. Er kippte den Inhalt der Futtersäcke in einen Plastikmülleimer, immer nur ein kleines bißchen von jedem, nur jeweils eine Winzigkeit, um dann alles gleichmäßig durchzumischen.

Während er damit beschäftigt war, ging Trudy raus zu den Hundezwingern. Ich ging ihr hinterher. Ich hatte das Gefühl, ich müßte irgend etwas sagen, aber ich wußte nicht was. Wenn sie sich so verhielt, fühlte ich mich immer wie der letzte Trottel, obwohl ich gar nichts gemacht hatte. Wir standen beide vor den Zwingern und warteten auf Leonard. Wir waren bei dem Zwinger von Cal, der von dem von Switch am weitesten entfernt lag,

und Trudy hatte ihre Finger durch den Zaun gesteckt, streichelte Cals Nase und gurrte ihm süße Worte ins Ohr. Der Hund war vor Entzücken völlig aus dem Häuschen. Und mir ging es genau so. Sie klang unwiderstehlich sexy, wie sie diese zarten Turtellaute von sich gab, und – Gott sei mir gnädig – ich wollte so unbedingt und gleich auf der Stelle mit ihr schlafen, daß ich beinahe zu heulen angefangen hätte.

Leonard kam aus der Scheune und ging zu Switchs Zwinger, kniete sich hin und streckte die Hand durch den Zaun, so daß Switch ihm die Finger lecken konnte. »Verzieh dich in die Hundehütte, alter Junge. Du frierst dir noch die Eier ab.«

Switch sprang herum wie ein Welpen und wedelte so heftig mit dem Schwanz, daß sein ganzer Körper wackelte. Ich ging hinüber zu den beiden und vergaß Trudy. Sie kam mir nach, und plötzlich kniete sie zwischen mir und Leonard und streckte die Hand aus, um Switch ebenso zu streicheln wie vorher Cal.

Switch setzte schnell und leise wie ein Pfeil zum Sprung nach ihren Fingern an. Leonard packte sie am Handgelenk und zog gerade noch ihre Finger zurück. Switch rammte seine Schnauze in den Zaun. Er packte ihn mit den Zähnen, zog an und ließ ihn dann zurückschnalzen. Schaum tropfte aus seinem Maul und spritzte auf die Hosenbeine meiner Jeans. Trudy war nicht mal Zeit zum Zusammenzucken geblieben.

Leonard ließ ihre Hand los, und Trudy machte einen Schritt weg vom Zaun. »Mein Gott! Was hat er denn?«

»Beschützerinstinkt«, antwortete Leonard. »Er duldet niemanden in meiner Nähe, den er nicht kennt. Dieser Hund und ich sind wahrscheinlich die einzigen Männer, die du nicht so becirren kannst, wie du gern möchtest.«

»Du hältst das wohl für komisch, was, Leonard?« sagte Trudy.

»Wenn er deine Finger erwischte hätte, hätte ich das nicht komisch gefunden. Aber so – ja, doch, ich find's komisch.«

»Steck dir deinen alten Köter sonst wo hin. Ich hoffe, er erfriert.«

»Dein Glück, daß ich nicht glaube, daß du das ernst meinst, Lady.«

Trudy drehte sich um und ging weg.

»Ein Glück, daß du Frauen nicht magst«, sagte ich, »du hast nämlich nicht gerade ein Händchen für sie.«

»Ich mag Frauen durchaus, ich mag sie nur nicht vögeln. Und mit der da mag ich überhaupt nichts machen. Meinst du, die Hunde werden frieren?«

»Was glaubst denn du? Aber so, wie du ihre Hütten gebaut hast, werden sie's aushalten. Die werden es wärmer haben als wir. Und wenn Calvin kommt, um sie zu füttern, und sieht, daß es ihnen nicht gut geht, wird ihm schon was einfallen.«

»Ja ... Denke ich auch.«

Dann saßen wir alle im Buick und tuckerten gemütlich vor uns hin. Leonard saß am Steuer und ich neben ihm, wobei ich mich gegen die Tür lehnte, als würde ich mich mit dem Gedanken tragen hinauszuspringen. Trudy saß hinten genau in der Mitte. Sie sah aus wie der gordische Knoten, so fest hatte sie Arme und Beine verschränkt.

Durch ein Loch im Bodenblech stieg Kohlenmonoxid ins Auto, und wir waren alle etwas benebelt. Die Scheibenwischer kämpften gegen Schnee und Eis, und die abgefahrenen Reifen piffen schon mal probeweise den Todesmarsch. Wir fuhren langsam und vorsichtig und ohne viel zu sprechen und kamen kurz nach Mittag in Marvel Creek an.